

# WOHLTEMPERIERTE ANORDNUNG

VON ANDRÉ WENDLER

Wenig Außergewöhnliches sah unser Reporter im queeren Programm der diesjährigen Berlinale, so fern es nicht in der Form der Filme schon angelegt war. Eine Vorschau auf (vielleicht) kommende Attraktionen.

■ Es gehört wohl zum queeren Kino dazu, dass es sich regelmäßig und absichtlich zwischen alle Stühle setzt. Die schönsten Beispiele der diesjährigen Berlinale zeigten einmal mehr, wie die Hybriden, die dabei entstehen, formal und inhaltlich zentrale queere Fragen ausbuchstabieren können. *Zwei Mütter* (siehe Seite 22) von Anne Zohra Berrached ist eine Hybride aus Spiel- und Dokumentarfilm über ein lesbisches Pärchen, das alle Schwierigkeiten durchleben muss, die sich bei einem Kinderwunsch einstellen. Die Regisseurin hat das Drehbuch aus eigenen Recherchen und Gesprächen mit betroffenen Paaren entwickelt. Im Film werden die beiden Frauen Katja und Isabelle von zwei Schauspielerinnen dargestellt. Die meisten Personen, auf die sie treffen, spielen aber sich selbst: eine Apothekerin, ein Arzt, der künstliche Befruchtungen vornimmt, ein Anwalt, mögliche Samenspender usw. Oft geht es dabei um die tausend Formen kleinlicher täglicher Diskriminierung, die mich nicht gewundert, aber doch traurig gemacht haben. Irgendwann bekommt der Film aber noch einen anderen Ton. Während nämlich für eine der beiden Frauen der Kinderwunsch über allem anderen steht, kommen der anderen Zweifel. Sie merkt, dass ihre Konzeption einer lesbischen Beziehung herausgefordert wird, wenn sich ihre Konfiguration ändert: Ein Samenspender, der womöglich das Kind sehen will, das Kind selber verändern alles. So wie der Film keine „ordentliche“ Dokumentation und auch kein „richtiger“ Spielfilm ist, so bohrt die Frage, was lesbisches Zusammenleben ist und wann es zu einer heteronormativen Familie geworden sein könnte. Und ob das überhaupt ein Problem ist oder sein muss. Das alles erzählt der Film jedenfalls nicht nur über seine Geschichte, sondern vor allem über seine eigene Experimentalanordnung.

Ein ganz anderes, aber mindestens ebenso gelungenes Beispiel ist *Will You Still Love Me Tomorrow*. Der Regisseur Arvin Chen ist ein

Kind taiwanesischer Eltern und in den USA geboren und aufgewachsen. Seit einigen Jahren lebt und arbeitet er in Taiwan. In seinem Film, den man vielleicht am ehesten als Romantic Comedy bezeichnen könnte, geht es die ganze Zeit um alle (un)möglichen Mischbeziehungen. Ein schwuler Mann heiratet, bekommt ein Kind und verliebt sich irgendwann wieder in einen Mann. Ein anderer Schwuler ist mit einer Lesbe verheiratet. Diverse Heterosexuelle haben Eheprobleme, die dann von einer schwulen Clique in einer Schwulenbar gelöst werden sollen. Das Ganze wird von einer wunderbaren Wärme zusammengehalten. Egal nämlich, wer hier wen begehrt, liebt oder mag: Der Film zeichnet alle diese komplexen und komplizierten Fälle mit einer wirklich zu Herzen gehenden Menschenfreundlichkeit nach. Die Liebe von Eheleuten, Freunden, Eltern und Kindern, Großeltern, Kollegen, besten Freunden, ja selbst die Verbindung zum liebsten Seifenopernstar werden alle mit dem gleichen Respekt vor menschlichen Beziehungen behandelt. Filmisch könnte man das alles kaum in schrilleren Farben zeichnen. Da fliegen die Menschen vor Liebesglück durch die Straße, ein Augenoptiker wird irgendwie zu einer Art Mary Poppins. Aus einer Karaoke-Bar wird eine große Showbühne und die *Parapluies de Cherbourg* haben einen Wiederauftritt, vor dem sich keiner verstecken muss. Ich vermute, dass kein europäischer Regisseur das so hinbekommen hätte, weil Slapstickhumor dieser Art hierzulande gerade nicht hoch im Kurs steht. Der Film holt mich aber über seinen Soundtrack oder seine Filmzitate immer wieder ab und bittet mich mit der selben Freundlichkeit in seine Welt, die irgendwo zwischen Asien, Amerika und Europa liegt, mit der er alle seine Protagonist\_innen behandelt. Offensichtlich – und das wäre für mich das Queere daran – entsteht in der Begegnung dieser unterschiedlichen (Film)kulturen etwas Wundervolles, das überrascht, ohne zu verschrecken.



„Zwei Mütter“ von Anne Zohra Berrached

Eine andere Gruppe von Filmen versucht nicht so sehr im inhaltlichen und formalen Experiment unsere bekannten Identitätskonzepte herauszufordern, sondern fragt nach ihrer Herkunft und Geschichte. Dem filmischen Zwang zur Konkretion folgend, geht das immer über die Beschreibung von Einzelgeschichten, so wie etwa in *Fifi az khosh-hali zooze mikeshad*, einem Dokumentarfilm von Mitra Farahani über den iranischen Künstler Bahman Mohassess, der seine große Zeit noch während der Schahregierung erlebte. Mohassess, von dem viele glaubten, er sei gar nicht mehr am Leben, wird von der Regisseurin in Rom gefunden, und der Film gibt ihm viel Zeit, über sich und seine Kunst im Iran zu sprechen, seine Werke zu kommentieren und einfach seine Lebensweisheiten zum Besten zu geben, von denen er mehr als genug zu teilen hat. Irgendwann stecken zwischen all den Gedichten, die er rezitiert und seinen ungezählten Anekdoten auch einige Überlegungen dazu, was es für ihn heißt, schwul zu sein. Homoehe? Der reinste Teufel für ihn. „Wissen Sie, was das beste an der Homosexualität früher war? Dass sie verboten war!“ Tuntige Männer? Bloß nicht! Mohassess hat immer Wert darauf gelegt, dass seine Jungs verlobt waren. Abgesehen davon, dass das alles unglaublich skurril ist, frage ich mich während des Films, ob es nicht einen notwendigen Zusammenhang gibt zwischen seiner fast unüberschaubaren Kunstproduktion, dieser grenzenlosen Kreativität und seinen teilweise etwas abseitigen Identitätsvorstellungen. Kann man so eine Kunst nur dann schaffen, wenn man seinen Begehrenshaushalt jenseits der landläufigen Konzepte eingerichtet hat?

Eine ähnliche Konstellation, wenn auch mit anderem Ausgang, gibt es im Gewinnerfilm des Teddy-Awards für den besten Dokumentarfilm. *Bambi* von Sébastien Lifshitz ist das selbsterzählte Porträt der 1935 in Algerien als Jean-Pierre geborenen Marie-Pierre Pruvot, die sich irgendwann entschloss, kein Junge mehr sein zu wollen. Ihr

Weg führte sie in Pariser Kabarett Carrousel, wo sie jahrelang ein gefeierter Revuestar war. Später studierte sie und fand ihren Weg als gewöhnliche Lehrerin in der französischen Provinz, nicht jedoch ohne die Angst, als Protagonistin ihrer früheren Karriere entdeckt zu werden. Was für Mohassess Lebensprogramm ist, wird für Pruvot nur ein dankbarer Umweg, der sie an den Ort führt, an dem sie sich wohl fühlt.

Der persönliche Nachdruck, mit dem diese Lebensgeschichten erzählt werden und der es für mich leicht macht, meine eigenen Identitätskonzepte mit ihnen auf den Prüfstein zu legen, fehlt vielleicht an einer Stelle, an der er unbedingt notwendig gewesen wäre. Im zweiten Jahr in Folge lief dieses Jahr ein Dokumentarfilm über queeres Leben in der DDR. Schon die Sprachfassung des Titels zeigt die gegenwärtigen Interessenlagen an diesem Thema an. *Out in Ost-Berlin – Lesben und Schwule in der DDR* hat zwar viele interessante Geschichten und Personen zu erzählen, nimmt aber keine\_n von ihnen ernst genug, um sie aus ihrer Slideshow-Ästhetik und ihrer historisch recht einfachen Dramaturgie herauszuheben. Abgesehen davon, dass er zum Teil die gleichen Personen wie der letztjährige *Unter Männern* von Ringo Roesener und Markus Stein vor die Kamera bringt, bleibt das dort entworfene Infotainment-Panorama für mich folgenlos. Das bedauere ich um so mehr, als ich selbst ein Kind dieses Staates bin und mir ein Leben als einer ihrer schwulen Bürger vielleicht nur knapp entgangen ist. Gerade Filme, die immer auch als ein Stück von uns für uns gemacht werden, müssen ihren Blick ein wenig weiter schweifen lassen als auf die unmittelbaren Verwertungsmöglichkeiten.

Vor diesem Hintergrund ist die Berlinale 2013 weder besonders außergewöhnlich, noch besonders ernüchternd gewesen. Ob man diese sanfte Wohltemperiertheit wiederum als Problem begreift oder nicht, sei allen selbst überlassen. ■